

Ansprache zum Volkstrauertag 2018 bei der Gedenkstunde der politischen Gemeinde Bargfeld-Stegen

Liebe Mitbürgerinnen, liebe Mitbürger, in anderen Jahren ist der Volkstrauertag der eine Tag, an dem der Opfer vergangener Kriege gedacht wurde, zumindest so richtig offiziell. Dieses Jahr und sogar diesen Monat ist es nur einer von vielen Anlässen zum Gedenken. Es hat diesen Monat schon einige Gedenkstunden gegeben. Nicht nur nationale, sondern sogar europaweite. Was in jedem Fall die bessere Wahl ist. Denn wenn man meint, die Zeiten heute wären turbulent, ist es doch immer gut, sich zu erinnern, wie sie vor 100 Jahren waren.

Da gab es Gedenkstunden zu 100 Jahren Frauenwahlrecht, 100 Jahren Ausrufung der Weimarer Republik. Zumindest ein kurzes regionales Gedenken zu 100 Jahren Kieler Matrosenaufstand. Und natürlich 100 Jahre Ende des Ersten Weltkriegs. Die Gedenkstunde von Franzosen und Deutschen gemeinsam war für alle, die es verstanden haben, ein bewegendes Zeichen: Da haben nicht einfach die damals Besiegten bei der Feier der damaligen Sieger mitgemacht, wie es einige wenige missverstehen wollten. Sondern es wurde gar nicht mehr in diesen Kategorien von Siegern und Besiegten gedacht. Sondern nur von Nachbarn, die nie wieder Feinde sein wollen. Von einem großen Wir.

Etwas holprig allerdings ist die Formulierung ja schon: „100 Jahre Ende des Ersten Weltkriegs“. 100 Jahre her ist die Unterzeichnung des Waffenstillstands von Compiègne, was als Formulierung wohl noch holpriger wäre. Damit endeten nur die Kampfhandlungen, aber nicht der Kriegszustand. Dieser endete offiziell erst mit Unterzeichnung des Friedensvertrags von Versailles im Juni 1919. Ich bin mir sicher, das Jubiläum wird nächstes Jahr auch irgendwie begangen werden. Aber es gab wohl Gründe, nicht dieses Datum mit gemeinsamem Gedenken zu begehen, sondern den Waffenstillstand.

Zum einen müssten wir nur einmal diejenigen unserer Nachbarn fragen, die selbst einen Krieg erlebt haben. Unsere Älteren, die sich an den Zweiten Weltkrieg, an Kampf, Angst und Flucht erinnern können, genauso wie unsere neuen Nachbarn, die in Syrien, dem Sudan oder anderswo in kriegerischen Handlungen fast alles verloren haben und mit schweren Wunden an Leib und Seele bei uns ein neues Zuhause gefunden haben. Sie könnten uns sagen, wie egal einem nach Jahren der Lebensgefahr die juristischen Fragen sind. Sie müssen geklärt werden, in Ruhe, in Frieden, aber das Entscheidende ist doch erst einmal, dass das Kämpfen aufhört. Dass man tagsüber vor die Tür gehen kann und weiß, ich werde auf dem Weg nicht erschossen, und mein Zuhause wird es am Mittag auch noch geben. Das ist alles, wonach man sich in dem Moment sehnt. Danach kann es einen Friedensvertrag geben oder auch irgendein anderes Dokument. Darum ist das Ende der Kampfhandlungen für alle das Ende des Krieges gewesen.

Zum andern würde beim Gedenken an den Friedensvertrag wohl noch schmerzhafter als jetzt bewusstwerden, dass für das Jubiläum eine Formulierung eigentlich viel griffiger wäre, viel weniger holprig, aber leider nicht zu gebrauchen, einfach, weil sie nicht stimmt. Die Formulierung „100 Jahre Frieden“. Denn die wurden es nicht. Der Friede, die Zeit ohne Kampf, wurde nach damaligem Recht gerade mal eben volljährig, 21 Jahre. Dann begann unser Volk einen zweiten, noch mehr industrialisierten und noch fanatischeren und, wie es später in völliger sprachlicher Unsinnigkeit heißen würde, noch totaleren Krieg als den ersten. Die erste Republik auf deutschem Boden war hingegen nur knapp übers Konfirmandenalter hinausgekommen. Und mit ihrem Ende waren gleichzeitig auch die Demokratie und die Freiheit in unserem Land ans Ende gekommen. Die Folge war dann der zweite, der noch größere und schlimmere Weltkrieg.

Wie konnte das passieren? Die Frage ist nicht bloß akademisch interessant. Denn „wie konnte das passieren?“ heißt auch: Wie lässt sich vermeiden, dass es wieder passiert? Darum ist es wichtig, in der Schule Geschichte zu lernen. Ob als Teil der Weltkunde oder als eigenes Fach, sind Detailfragen, wenn nur genug Stunden und Lehrpersonen dafür da sind. Wie konnte es passieren? Wie begann es eigentlich? Ein Zitat unbekannter Herkunft, das sich in letzter Zeit immer wieder lesen lässt, sagt es so: „Es fing nicht mit Gaskammern an. Es fing an mit einer Politik, die von WIR gegen DIE sprach. Es fing an mit Intoleranz und Hassreden. Es fing an mit der Aberkennung von Grundrechten. Es fing an mit brennenden Häusern. Es fing an mit Menschen, die einfach wegschauten.“

Da ist etwas dran. Ich glaube aber, es fing schon lange vorher an. Es fing an mit einem Denken in diesen Kategorien „Wir“ und „die“. Da musste noch gar kein „Wir gegen die“ sein. Allein die Menschheit in verschiedene Gruppen einzuteilen, kann doch nur dazu führen, dass die Gruppe, zu der ich mich zähle, mir näher und wichtiger scheint. Dass ich, vor die Wahl gestellt, welche Gruppe überleben sollte, immer die meine wählen würde. Da können „wir“ und „die“ jahrzehntelang in Frieden leben, solange „wir“ und „die“ für uns die entscheidenden Etiketten bleiben, kann es jederzeit wieder schiefgehen. Ob das Deutsche und Franzosen sind, Männer und Frauen, Christen und Muslime und Atheisten, Alte und Junge, welche Gruppen auch immer, das kann variieren. Solange nur in „wir und die“ gedacht wird, ist der Schritt zu „wir gegen die“ immer möglich, und dann ist der Frieden immer in Gefahr.

Das gemeinsame Gedenken von Deutschen und Franzosen und dann vielen anderen Völkern zum Kriegsende vor 100 Jahren konnte vor allem deutlich machen: Es gibt ein gemeinsames „Wir“, das größer und wichtiger ist als jedes „wir und ihr“ es sein könnte. Dieses Bewusstsein, das kann schon hier im Kleinen in unseren Dörfern anfangen. Wenn wir dann feststellen, dass manche Entscheidungen richtig Zeit brauchen, dass Ergebnisse oft nur vorläufig sind und immer wieder nachgebessert werden muss, dann ist da eigentlich ein gutes Zeichen. Denn es heißt, dass viele beteiligt sind. Dass es ein Wir gibt, zu dem alle Gruppen gehören sollen. Diese Woche ergab eine Umfrage, dass über 10% der Deutschen ganz oder teilweise der Aussage zustimmen, Deutschland brauche einen Führer, der das Land zum Wohle aller mit starker Hand regiert. Auf Nachfrage kam oft die Antwort, im Moment gebe es ja nie ein Ergebnis. Irgendwann müsste es doch mal eins geben.

Wer so denkt, vergisst eins. Etwas, was jeder, der einen Garten hat, weiß: Für diesen Zustand, in dem man nie fertig ist, wo es nie ein Endergebnis gibt, wo immer wieder nachgebessert, neu geordnet, ein Kompromiss gemacht werden muss, wo man immer wieder von vorn anfangen muss, gibt es einen Namen: Leben. Was dazu wohl die Alternative wäre, für Deutschland, für Europa und die Welt? Die Opfer dieser Alternative betrauern wir am heutigen Tag. Sie mahnen uns, nicht wieder denselben Fehler zu machen.